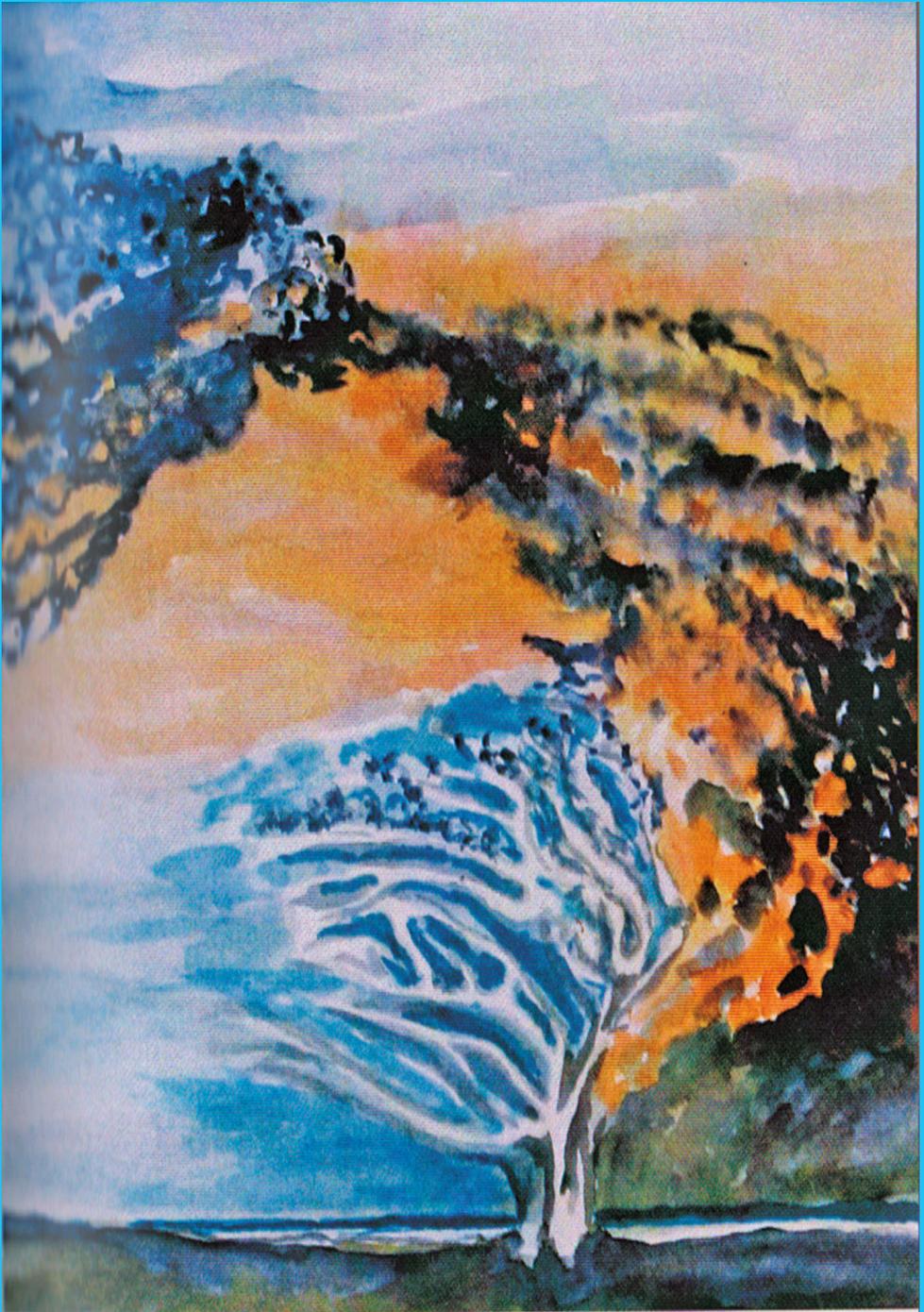


31. Jhg. MÄRZ 2021 Nr. 3 (388)

MASURISCHE STORCHENPOST



**„März ist es längst, und anderwo hoch in den Himmel,
weiß ER daß Frühling begann?“ - Ingrid Brase Schloe**



Ingrid Brase Schloe: Starenzug

Ingrid Brase Schloe

Noch träumt unsere schöne Welt

Noch scheint friedlich der Mond.
Noch spiegeln die Augen die Sterne.

Noch keimt überall neue Saat.
Doch fordert das Leben Rapport.

Noch bietet unsere Welt die Fernen.
Doch was ist morgen Wirklichkeit?

Noch steht der Eisberg Steil.
Noch kühlt die Nacht den Wüstenglast.

Noch birgt der Regenwald Schutz.
Noch bittet ein fremdes Gesicht.

Doch gibt es Ahnungen, Warnungen
und Bitten um Hilfe in Not.

Noch...

Geschlossene Räume Verlassen

Das Projekt „Begegnungsstättenarbeit“ ermöglicht seit 11 Jahren den Organisationen der deutschen Minderheit und ihren lokalen Strukturen, unterschiedliche Initiativen ins Leben zu rufen und so Mitglieder und Interessierte in die Begegnungsstätten zu locken. Auch in diesem Jahr geht das Projekt wieder an den Start - pandemiebedingt wird allerdings manches anders sein.

Ewa Stolz sprach mit Sybilla Dzumla, der Koordinatorin des Projektes, u. a. über die Neuerungen.

Wie wird die Begegnungsstättenarbeit in diesem Jahr aussehen? Werden die Projekte ganz normal durchgeführt werden oder gibt es Beschränkungen?

Generell planen wir alle Kleinprojekte im Rahmen der Begegnungsstättenarbeit so wie in den Jahren zuvor. Obwohl es wegen der aktuellen Pandemiesituation natürlich einige Beschränkungen gibt, hoffen wir auf Lockerungen, sodass dann auch der normale Alltag zurückkehrt. Die Beschränkungen betreffen dabei vor allem das erste Quartal. Wir dürfen z. B. zunächst bis Ende März keine Präsenzveranstaltungen machen, deshalb starten wir mit einem Online-Einführungsseminar für die Koordinatoren und Betreuer und wollen in diesem Format auch bis Ende März verbleiben. Danach hoffen wir, dass mit den ersten Lockerungen auch Treffen in kleinen und später in größeren Gruppen stattfinden dürfen.

Welche Projekte darf man im Rahmen der Begegnungsstättenarbeit durchführen?

Die Art der Projekte ist so geblieben, wie sie in den vorherigen Jahren war. Es können also alle möglichen Initiativen sein, die der Förderung unserer Kultur, Sprache sowie der Geschichtsvermittlung dienen. Unsererseits haben wir das Angebot um Möglichkeiten ergänzt, die man auch in der Pandemie realisieren kann. Wir

versuchen also, die Gruppen ganz konkret zu animieren, dass sie online-Wettbewerbe und -Workshops anbieten. Bereits im letzten Jahr, als die Pandemie uns alle doch recht unerwartet erwischt hat, haben wir vieles in unseren teilnehmenden Vereinen ausprobiert und wir wissen, dass es in ganz vielen Gruppen polenweit funktioniert. Deshalb wollen wir diese Form auch jetzt, während die Beschränkungen noch so stark sind, beibehalten. Z. B. kann man jetzt die vorösterliche Zeit gut nutzen, um die mit diesem Fest verbundenen Themen in Onlineveranstaltungen zu bearbeiten. Seien es Vorträge oder Bastelworkshops, den Gruppen sind da. im Grunde keine Grenzen gesetzt.

Nach Ostern sehen wir, wie sich die Situation entwickeln wird. Wenn sich die Lage entspannt, wollen wir vor allem Projekte im Freien anbieten und haben für die Gruppen spezielle Vorschläge. Wir setzen diesmal ganz stark auf Fahrradtouren und andere Projekte, die mit der lokalen Geschichte verbunden sind, aber im Freien stattfinden können. Wir wollen geschlossene Räume vermeiden, zum einen wegen der Ansteckungsgefahr, zum anderen aber auch, weil die Menschen es nach den Lockdowns leid sind, weiterhin drinnen sitzen zu müssen.

Ähnlich wie im letzten Jahr, ist es auch 2021 immer noch möglich, Jubiläumspublikationen der Vereine der deutschen Minderheit herauszugeben und so die letzten 30 Jahre ihrer Aktivität in Erinnerung zu rufen. Das ist ein schönes Andenken, das für die nächsten Generationen bleiben wird. Manche haben das Angebot schon im letzten Jahr genutzt, aber wir wollen es all denen anbieten, die seinerzeit keine Jubiläumsprojekte durchgeführt haben und dieses noch nachholen möchten.

In den Jahren zuvor gab es immer ein Leitthema. Gibt es auch in diesem Jahr einen besonderen Schwerpunkt?

Wir haben lange überlegt, was für unsere Gruppen interessant sein könnte und gleichzeitig auch in der Pandemie draußen möglich ist. Wir haben all die Gedanken zu einem Thema zusammengeführt, das auch ein europaweites ist. In der EU wird dieses Jahr nämlich der nachhaltigen Mobilität, der „Schiene“, gewidmet sein. Das haben wir aufgegriffen und haben uns ebenfalls auf die Schiene konzentriert, genauer, auf alte Bahnhöfe. Unser Leitthema sind also die Bahnhöfe und alte Bahnanlagen als stille Zeitzeugen einer längst vergangenen Zeit. Das ist ein Thema, das wir überall realisieren können, nicht nur hier in der Oppelner Gegend, sondern auch bei den Gruppen in Danzig, Ostpreußen und Niederschlesien. Überall sind Spuren der deutschen Geschichte in alten Gebäuden versteckt. Wir werden auch Fahrradtouren entlang der alten Bahnstrecken anbieten.

Speziell für Gruppen aus Oberschlesien wollen wir zusätzlich auch Themen, die mit dem 100. Jahrestag des Plebiszits von 1921 verbunden sind, bearbeiten. Dazu gehören Vorträge und Studienfahrten, die den Menschen die Ereignisse von damals näherbringen und die nicht nur aus der Perspektive der Schlesischen Aufstände zeigen. Das ist aber, wie gesagt, etwas für die ober-schlesischen Gruppen, weil das zur Geschichte dieser Region gehört. Die Gruppen aus Nordpolen und Niederschlesien werden sich an der eigenen lokalen Thematik orientieren, was eigentlich schon immer so war und gut funktioniert hat.

Was muss man machen, um ein Projekt im eigenen DFK zu veranstalten?

Wir haben wie immer auch in diesem Jahr Projektbetreuer als

Helfer. Sie treffen sich im März mit den Verantwortlichen in den Vereinen und Verbänden der deutschen Minderheit sowie mit deren lokalen Strukturen und stellen da das diesjährige Angebot vor. Eigentlich reicht es also, wenn man sich bei dem zuständigen Betreuer mit einer Idee meldet. Er kann dann den interessierten Gruppen weiterhelfen, sie organisatorisch bei der Antragsstellung unterstützen, zudem kann er auch Tipps geben, wenn ein Verein oder ein DFK zwar aktiv werden möchte, aber noch keine konkreten Vorstellungen entwickelt hat.

Ein Projekt kann mit einer maximalen Zuwendung von 2.500 PLN gefördert werden. Darüber hinaus muss man aber noch 15% Eigenbeteiligung nachweisen. Ich denke, alle unsere bisherigen teilnehmenden Gruppen und ihre Chef kennen das Reglement, das wir absichtlich nicht verändert haben, um in der schwierigen Zeit alles weitestgehend so zu belassen, wie es war, um sich das Bürokratische leichter zu machen. Und wer neu dazukommt, dem helfen, wie gesagt, unsere lokalen Betreuer.

Sie hatten am vergangenen Wochenende für die Regional- und Lokalkoordinatoren das Einführungsseminar. Ab wann können die Organisationen und lokalen Vereine der deutschen Minderheit durchstarten?

Der Startschuss fiel praktisch am 1. März. Wir laden alle Gruppen ein, sich jetzt Gedanken zu machen, was sie auf die Beine stellen wollen. Wer für die jetzige Zeit bereits konkrete Ideen hat, kann auch schon einen Antrag auf Zuwendung stellen. Wir freuen uns auf ein Jahr voller Ideen und Initiatives in der deutschen Minderheit.

WOCHENBLATT, 5. – 11. März 2021.

Volkszählung 2021

Am 1. April beginnt die Nationale Allgemeine Zählung der Bevölkerung und Wohnungen 2021

Die im Rahmen der Zählung gesammelten Daten werden für die kommenden 10 Jahre die Grundlage für das statistische Wissen über Polen bilden. Die Daten der Volkszählung sind u.a. für die Berechnung der Zuschüsse für Gemeinden oder der Geldmittel für Gesundheitsschutz in den einzelnen Regionen relevant. Allerdings nicht nur dafür. Informationen aus den Volkszählungen werden außerdem von Investoren, Kommunalverwaltungen und EU-Institutionen analysiert. **Alle 10 Jahre wird die Volkszählung durchgeführt, bei der nicht nur Fragen nach dem Bildungsgrad, dem Vermögensstand oder den Wohnverhältnissen gestellt werden, sondern eben auch nach der nationalen Zugehörigkeit.** Dabei sind die Fragen nach der Staatsangehörigkeit, der Nationalität sowie einer anderen Volksgruppe, der man sich zugehörig fühlt, klar voneinander getrennt: Während die Frage nach der Staatsbürgerschaft relativ weit vorne auftaucht, wird die Volkszugehörigkeit erst später abgefragt. Missverständnisse sollte es also keine geben, sofern man die beiden Begriffe auseinanderhält. **Anders als vor 10 Jahren wird dieses Jahr ein ausfüllbares Online-Formular die Grundform für die Ausfüllung der Formulare sein. Das Formular wird ab dem 1. April auf der Seite www.spis.gov.pl bereitgestellt, die Ausfüllung ist obligatorisch.** Das bedeutet, dass jeder Einwohner Polens genug Zeit haben wird, um selbst das Formular online auszufüllen, wobei diese Form auch besonders beworben wird. Wer allerdings nicht selbst auf die Fragen antwortet, bekommt einen Anruf von einem Mitarbeiter des Statistischen Hauptamtes und muss sogar mit dessen Besuch rechnen. Die Volkszählung 2021 wird vom 1. April bis 30. September 2021 stattfinden.

Drei „masurische“ Bücher im Pandemie-Jahr 2020

Von Grzegorz Supady

Zu den wenigen positiven Seiten der Pandemie gehört wohl die Tatsache, dass viele Leserinnen und Leser mehr als sonst zum altbewährten Medium Buch greifen. Laut Berichten, die zahlreiche Bibliotheken und Verlage vorgelegt haben, ist nämlich die Nachfrage an Bücherverleih und -kauf 2020 um einen zweistelligen Wert gestiegen. Nicht anders geschah es in Ermland und Masuren. Es sind im vergangenen wieder mal viele Neuerscheinungen auf den Markt gekommen, deren Autorinnen und Autoren sich den Nordosten Polens zum Gegenstand ihrer Erwägungen gemacht haben.

Zusätzlich aufgefrischt wurde das Thema Masuren neulich durch die biografische Fernsehfilmreihe „Osiecka“, in der unter anderem ein recht buntes Treiben des Warschauer Künstlerkreises der 1960er Jahre im Dorf Kreuzofen/Krzyże am Niedersee ausgemalt wurde. Es war demnach kein Zufall, dass gerade das Porträt der bekanntesten polnischen Texterin Agnieszka Osiecka (neben dem Schauspieler Leon Niemczyk sowie den Schriftstellern Melchior Wańkiewicz und John Steinbeck) auf dem Umschlag des Buches von Mariusz Szylak „Sekrety Warmii i Mazur“ (Geheimnisse von Ermland und Masuren) zu sehen ist. Osiecka, die zu einer unbestrittenen Galionsfigur bei vielen Unternehmungen im Kulturbetrieb Polens geworden ist, kann auch als eines der Markenzeichen

Masurens gehalten werden. Der im Lodzer Verlag Książy Młyn erschienene Band von Mariusz Szylak ist eine Art Reiseführer, geschrieben im spannenden Plauderton.

Zu seinen Vorgängern könnten die Bücher von Waldemar Mierzwa, etwa „Mazury. Słownik stronniczy, ilustrowany“ (Masuren. Ein parteiisches Lexikon mit Bildern) aus dem Jahr 2008, gezählt werden. Szylak fokussierte seine Aufmerksamkeit auf jene Tatsachen, die in der Nachkriegszeit Masuren polen- und europaweit so bekannt gemacht hatten. Es sind meistens „Geheimnisse“, die für die eingeweihten Einheimischen eigentlich keine mehr sind. Der Verfasser setzte sich aber wahrscheinlich zum Ziel, das Wissen über diese Landschaften polenweit zu verbreiten. Nicht vergessen darf dabei die Tatsache, dass seine Geschichten das ermländische und masurische Element parallel ins Visier nehmen. Während seiner „Wanderungen durch die Mark Masuren“ begab sich Szylak in die Fußstapfen seiner Vorläufer, die meistens Journalisten waren. Daraus machte er eine fesselnde Geschichte über die bekanntesten Menschen und diejenigen Orte, um die sich geschichts- bzw. kulturträchtige Ereignisse (z.B. jene rund um das Tannenberg-Denkmal) ranken. Es durfte hier etwa die Person des sogenannten Königs der Masuren, Karol Małłek, nicht gefehlt haben.

Ein sehr diskutiertes Buch lieferte die ursprünglich aus Großpolengebürtige Journalistin Beata Szady. Berühmt wurde sie als Berichterstatterin aus dem fernen Peru, wo sie sich überlängere Zeit aufhielt, um verschiedene Erfahrungen vor Ort zu sammeln. Danach verspürte sie jedoch großes Verlangen nach einem radi-

kalen Platz- und Sichtwechsel und beschloss nach ihrer Rückkehr aus Südamerika, in das für sie ferne Ermland zu kommen. Von hier unternahm sie Studienreisen durch Ermland und Masuren, sprach mit den hier lebenden Menschen, um sich als Außenstehende eine Meinung über eine für sie bis dahin eher als exotisch und fremd empfundene Region herauszubilden. Das schriftstellerische Fazit ihrer Recherchen weckte ein reges Interesse in den meinungsbildenden Medien, wo zahlreiche Besprechungen, darunter die von Zbigniew Chojnowski, erschienen waren. Nicht ohne Einfluss war für Szadys Erfolg, dass ihre als populärwissenschaftlich zu bezeichnenden Reportagen im renommierten Czarne-Verlag veröffentlicht wurden. Die Autorin betitelte sie als „Wieczny początek“ (Ewiger Anfang), was möglicher weisesehr sinnvoll und wahrheitsgetreu das Wesen und die Eigenart dieser Gebiete zu reflektieren scheint.

Das dritte Buch trägt einen ganz anderen Charakter. Es ist eine umgearbeitete Neuauflage des 2016 erschienenen Buches „Korszakowo“ von Jakub Michalczenia, einem jungen Autor aus dem einstigen Eisenbahner-Städtchen Korschen. Obwohl der Autor zeitweise in anderen Städten gelebt hat, könnte man meinen, er habe sein Korschen eigentlich nie verlassen. Außer seiner ausgebauten und rein technisch gesehen frappanten Eisenbahninfrastrukturbesaß Korschen für Michalczenia nur noch eines im Angebot: die *human resources*, also seine Mitmenschen, seine Schulfreunde, die verschiedene Cliques bildeten und nach ihren eigenen Moralvorstellungen handelten. Mit ihnen muss ihn vor Jahren enge Vertrautheit verbunden haben. Mit ihnen muss er auch fast täglich verkehrt haben, wenn er seine Beobachtungen

und Erlebnisse in Form von so haut- und lebensnaher Kurzprosa darzustellen wusste. Korschen offenbart sich in seinem Buch als Drehscheibe für jegliches Geschehen. Vordergründig dient der Ort aber als Kulisse für all diese prosaischen Alltagsorgen seiner Bewohner, die keinesfalls für gut betucht gehalten werden können. Die Frage nach irgendeiner Identität mit der jahrhundertelangen Geschichte der Kleinstadt wird hier daher nicht gestellt. Anscheinend aus dem Grunde, dass Korschen unter dem landeskundlichen Gesichtspunkt irgendwo im Niemandslandschwebt. Es liegt nämlich weder im Ermland, noch in Masuren, weder in Ostpreußen, noch in Deutschland oder Polen. Es liegt einfach dort, wo die schnurgerade Grenzziehung zum Kaliningrader Gebiet verläuft.

Inzwischen gab Michalczeniaim Krakauer Ha!art-Verlag den zweiten Band seiner Korschen-Story heraus und ist gerade dabei, am dritten Teil zu schreiben, in dem ein Bezug auf die Vergangenheit dieser Gegend genommen werden soll. Denn er selbst ist vielleicht ein Paradebeispiel für die von Beata Szady verbreitete, der Soziologin Barbara Fatyga zu verdankende, These vom „ewigen Anfang“. Er hatte eigentlich ja keinen plausiblen Grund, sein Leben in dem nach 1989 nahezu verkommenen Städtchen zu fristen. Nachdem seine weniger ausgebildeten Schulfreunde auf die schiefe Bahn geraten und infolgedessen oft schon längst verstorben waren, stand er vor einer Weggabelung in seinem Leben: in die weite, große Welt zu ziehen oder vor Ort zu bleiben, um künftig vielleicht zu einem „neuen Einheimischen“ zu werden. Sein zunächst nur aufkeimendes, dann aber immer größer werdendes Interesse an Alt-Korschen scheint meine Vermutung zu bestätigen, dass er auf dem besten Weg ist, das bislang als

verhängnisvoll geltende Fatum vom „ewigen Anfang“ zu überwinden und selbst zum „waschechten“ Hiesigen zu werden.



Jakub Michalczenia
„Korszakowo“



Beata Szady „Ewiger Anfang“

Ingrid Brase Schloe

Märzensicht

Wenn Winter mit schwarzen Zweigen
weisse Worte in kahle Kronen schreibt
— in eckiger altdeutscher Schrift —
dann nur, was ist,
was war und bleibt.

Ruhen, schlafen, Stille,
Vergangenheit, kaum Licht,
Gewissheit auch vom Ende,
von allem.

Doch horch,
was Märzentag verspricht.

Geschichte: Allenstein gestern und heute

Königliches Gymnasium

Seit einigen Dutzend Jahren beschäftigen sich viele Selbstverwaltungen polnischer Städte, trotz etlicher Schwierigkeiten, mit der Restaurierung wertvoller Objekte der Architektur und Stadtplanung des 19. und 20. Jahrhunderts. Dies wird durch die zunehmende zeitliche Distanz begünstigt, die es ermöglicht, die Einzigartigkeit dieses Kulturerbes zu erkennen. Das besondere Interesse an diesem Thema ist sogar zu einem Erkennungsmerkmal von Städten wie z. B. Danzig, Stettin oder Breslau geworden. Aber auch Allenstein hat viele interessante Denkmäler, die der Stadt bis heute dienen, aus jener Zeit bewahrt.

Das 135 Jahre alte neugotische Gebäude des Königlichen Gymnasiums in Allenstein, in dem heute das Adam-Mickiewicz-Gymnasium Nr. 1 untergebracht ist, die älteste Schule der Region im Nachkriegspolen, ist zweifels - ohne beachtenswert. Das Gebäude ist ein lebendiges Denkmal der Geschichte der modernen Bildung in Ostpreußen sowie Ermland und Masuren. Bis 1945 gab es hier das erste konfessionslose Gymnasium, das im 19. und 20. Jahrhundert eine elitäre Oberschule war.

Der Bau dieser staatlichen Bildungseinrichtung war mit der rasanten demographischen, wirtschaftlichen, räumlichen und administrativen Entwicklung Allensteins am Ende des 19. Jahrhunderts verbunden. Die Gründung eines Gymnasiums - einer staatlichen Schule, die auf höhere Studien vorbereitete - war einer der Indikatoren für die Bedeutung der Stadt.

Gymnasium für Jungen

Die Geschichte der Schule reicht bis ins Jahr 1878 zurück, als die Stadtverwaltung und der Stadtrat beschlossen, ein Gymnasium für Jungen einzurichten, das aus Mitteln der Stadt unterhalten werden sollte, wofür man die Zustimmung der preußischen Regierung erhielt. Ursprünglich befand sich das Gymnasium im Gebäude der Volksschule in der heutigen ul. Pieniężnego (Wilhelmstraße). Im April 1886 wurde mit dem Bau eines neuen Gymnasiumgebäudes begonnen. Dieser dauerte über ein Jahr und kostete etwa 200.000 Reichsmark. Die Schule, bereits als Königliches Allensteiner Gymnasium benannt, wurde der staatlichen Obhut übergeben. Im September 1887 fand die offizielle Eröffnung der Schule statt, bei der das Schultheater eine gekürzte Fassung der „Iphigenie auf Tauris“ von Johann Wolfgang von Goethe aufführte.

Die Schule war ein klassisches Gymnasium - mit Griechisch- und Lateinunterricht. Ihr erfolgreicher Abschluss gab einem das Recht, an Universitäten zu studieren. Die Abiturprüfungen umfassten Deutsch, Latein, Griechisch und Mathematik. Englisch und Hebräisch waren optional. Viele bedeutende Persönlichkeiten deutscher und polnischer Nationalität, ob katholisch, protestantisch oder mosaisch, legten in dieser angesehenen Einrichtung ihre Reifeprüfung ab, darunter der deutsche Geologe Kurt von Bülow, der römisch-katholische Priester Jan Hanowski; der deutsche Schriftsteller und Übersetzer Georg Hermanowski, der evangelische Pfarrer Georg Künstler, der deutsch-jüdische Architekt Erich Mendelsohn und der deutsche Literaturwissenschaftler Erich Trunz.

Mickiewicz-Schule

In den beiden Weltkriegen diente das Gebäude auch als Lazarett. Glücklicherweise wurde das Bauwerk im Zweiten Weltkrieg nicht zerstört. Seit 1945 wird das Gebäude als Adam-Mickiewicz-Mittelschule Nr. 1 für die polnische Bildung genutzt, die erfolgreich die Traditionen des Gymnasiums pflegt. Im Jahr 1965 wurde vor der Schule eine Büste des Schulpatrons, entworfen von Balbina Switycz-Widacka, enthüllt. In den folgenden Jahren wurde das älteste Gymnasium Allensteins einer Grundsanierung unterzogen, die Ausstattung der Klassenräume wurde bereichert, die Funktionalität und Ästhetik der Räume verbessert, neue didaktische Hilfsmittel wurden eingeführt und ein deutschpolnischer Jugendaustausch, u. a. mit dem Schiller-Gymnasium in Offenburg, initiiert. Berühmte Absolventen des Ersten Allgemeinbildenden Lyzeums in Allenstein sind unter anderem: der Neurochirurg und Neurologe Wojciech Stefan Maksymowicz, Erzbischof Edmund Piszcz, Metropolit von Ermland, die polnische Schriftstellerin Ewa Schilling sowie der polnische Philosoph und Ethiker Ulrich Schrade.

Die Schule ist die einzige, die ihren ehemaligen Vorkriegscharakter bewahrt hat, denn alle anderen Schulgebäude der Stadt wurden erst nach 1945 gebaut. Das Symbol, das das Allensteiner Gymnasium (76 Jahre) mit den Traditionen des Königlichen Gymnasiums (58 Jahre) verbindet, ist das Gemälde „Iphigenie auf Tauris“ des deutschen Landschaftsmalers Heinrich Gärtner (1828-1909). Das Werk wurde 1892 im Auftrag von Dr. Otto Sieroka, Direktor des Königlichen Klassischen Gymnasiums, gemalt und hing zwei Jahre später an der Wand der prächtigen Aula der Schule.

Iphigenie

Es zeigt Iphigenie an der Felsenküste von Tauris stehend im Profil, dem Betrachter zugewandt und den Blick auf das Meer gerichtet. Im Hintergrund sind Orestes und Pylades zu sehen. Der Legende nach handelt es sich um eine tragische Figur: Iphigenie wurde von ihrem Vater, der sich aufmachte, Troja zu erobern, geopfert. Aus der weiteren Beschreibung geht hervor, dass Iphigenie gerettet und sehr weit weggebracht wurde, nämlich nach Tauris, d. h. auf die heutige Krim. Für die alten Griechen war es das Ende der zivilisierten Welt. Auf dem Gemälde wird Iphigenie als Exilantin dargestellt, die jeden Tag ans Meer geht und in die Ferne schaut. Im Jahr 1989 wurde das Gemälde offiziell in das Nationale Denkmalregister eingetragen.

„Bei der Wahl des Themas ließ sich Heinrich Gärtner vom humanistischen Charakter seines Gymnasiums, das die Liebe zu Heimat und Volk pflegte, leiten. Solche Merkmale waren auch für die mythologische Iphigenie charakteristisch“, erläutert Jolanta Skrzypczyńska, die Direktorin des Ersten Allgemeinbildenden Lyzeums in Allenstein. Und sie fügt hinzu: „Obwohl Iphigenie eine mythologische Figur ist, die neben viel bekannteren Helden der Geschichte des Trojanischen Krieges auftritt, nimmt sie einen wichtigen Platz im Gedächtnis derer ein, die sie 127 Jahre lang auf dem Monumentalgemälde in der Schulaula wahrgenommen haben. So begleitete sie nicht nur die Schüller und Lehrer jener Zeit, sondern auch die Verwundeten und Leidenden des Krieges. Und seit 1945 hat sie Generationen um Generationen von Schülern bei wichtigen Prüfungen und anderen Zeremonien begleitet. Es geht ihr sehr gut, obwohl bei Restaurierungsarbeiten 2007 neben ihrem

Kopf neun Einschusslöcher aus dem Zweiten Weltkrieg gefunden wurden. Ihre gute Form verdankt sie wohl den zeitlosen humanistischen Werten, die in diesem Gebäude seit über hundertdreißig Jahren hochgehalten. werden.“

Alfred Czesla
(Wochenblatt, 5. – 11. März 2021)



Die alte neugotische Gebäude des Königlichen Gymnasiums in Allenstein, in dem heute das Adam-Mickiewicz-Gymnasium Nr. 1 untergebracht ist.

Späte Rückkehr

Von Gerold Effert

Während das Auto über den holprigen Asphalt rollte, brauchte er, gegen den Rücksitz gelehnt, nur die Augen zu schließen, um alles ganz deutlich zu sehen: dicht an der Straßenkreuzung die Schmiede mit dem ausladenden Vordach, wo die Pferde zum Beschlagen untergestellt wurden, und gleich daneben das Wohnhaus, von Fliederbüschen halb verdeckt und von einem Eisenzaun umschlossen, den er als Junge oftmals mit schilfgrünem Lack hatte streichen müssen. Dahinter erstreckte sich der Garten: einige Beete für Kohl, Salat und Küchenkräuter und anschließend die Dreierreihe der Obstbäume. Im äßersten Winkel stand das Gartenhaus, wo er früher seine Freizeit verbracht hatte, die Abende und Wochenenden.

Noch jetzt, als Baudisch während der Fahrt vor sich hinträumte, hörte er seine Mutter vom Küchenfenster aus nach ihm rufen: sie hatte die Hände trichterförmig vor den Mund gelegt, damit der Klang ihrer Stimme bis zum Gartenhaus herüberdrang. Dort hatte er Rindenschiffe geschnitzt und heimlich seine erste Zigarette geraucht; Bucher hatte er dort gelesen, die ihm sein Schulfreund zugesteckt hatte. Und er hatte, zusammen mit seiner Mutter, nach dem Umsturz dort die Münzsammlung vergraben, wenige Monate bevor sie das Haus für immer verlassen mußten.

Baudisch erinnerte sich an jede Einzelheit, als ob sie nicht vor über dreißig Jahren geschehen wäre, sondern erst gestern: wie er die Münzen aus der Holzkassette genommen und in einen Tontopf

geschichtet hatte, wie er immer eine Lage Ölhaut dazwischengelegt und den Rand des Topfdeckels mit heißem Bienenwachs verschlossen hatte, damit keine Feuchtigkeit eindringen konnte. Und nachdem er hinter dem Gartenhaus das Loch gegraben und den schweren Topf darin verscharrt hatte, hörte er seine Mutter sagen: „Gold und Silber, das rostet nicht wie Eisen; es bleibt einmal für dick und deine Kinder.“ Ihm fiel sogar ein, wie er damals verlegen geworden war: er konnte sich nicht vorstellen, daß er selbst einmal Söhne und Töchter haben würde.

Nun war seine Frau vor Monaten gestorben, und sein Sohn saß am Steuer des Wagens, alter, als er selbst zu jener Zeit gewesen war. Und im Kofferraum des Wagens lag ein neuer Klappspaten; damit wollten sie nachts die Münzen ausgraben, dann die Stelle wieder sorgsam zuschütten und mit Rasen bedecken, so daß niemand etwas bemerkte, bevor sie die Kontrolle an der Grenze hinter sich gebracht hasten. Während sie durch das Nachbardorf fuhren, setzte sich Baudisch auf und sah durch das Seitenfenster; wie schon oft sagte er sich, es sei alles ganz ungefährlich: die Münzen waren so weit vom Wohnhaus entfernt versteckt, daß sie den Schatz ungestört heben konnten, und Michael, sein Sohn, hatte sich fiberlegt, wie man die Münzen am besten in der Polsterung der Sitze verstecken und unbemerkt über die Grenze schaffen konnte.

In der Jutefabrik begann gerade die Spätschicht; Arbeiter in einheitlich blauen Kitteln, Taschen und Henkeltöpfe schwenkend, gingen durch das geöffnete Tor, genau wie früher, als sein Onkel noch in der Pförtnerloge gesessen hatte. Die Villa des Direktors mußte vor kurzem verputzt worden sein, und die Bäume davor, Trauerwei-

den, wie er sich auf einmal erinnerte, waren gefällt worden; an ihrer Stelle stand eine Reihe von Silberpappeln, deren weißfilziges Laub im Abendwind flatterte.

Wohin Baudisch auch blickte, nichts war so geblieben, wie er es in Erinnerung hatte. Daß die Meierei, damals schon baufällig, abgerissen worden war und dort ein neues Gehöft stand, hatte er bereits von Bekannten gehört. Trotzdem konnte er ein Gefühl des Mißmuts nicht unterdrücken, als er das neue, frisch getünchte Wirtschaftsgebäude sah, und ihn beschlich die Ahnung, er werde auch das Haus, worin er aufgewachsen war, nicht so wiederfinden, wie er es sich vorstellte. Zwar hatte er bereits von Freunden erfahren, daß die Schmiede erweitert worden war und daß dort nicht nur Pferde beschlagen und einfache Geräte repariert wurden wie früher, sondern auch Landmaschinen und Traktoren; aber wie mochte sein Zuhause wirklich aussehen?

Eine plötzliche Ungeduld überkam ihn, doch bezwang er sich, seinen Sohn aufzufordern, den letzten Kilometer schneller zu fahren. Überall entdeckte er Veränderungen: hier war eine Mauer abgetragen, dort ein Gartenzaun durch eine immergrüne Hecke ersetzt worden.

Schon von weitem erkannte er die Schmiede; sie war völlig umgebaut und reichte jetzt bis an die Straße heran. Das Wrack eines großen Lastwagens, der offenbar ausgebrannt war, stand vor dem neuen Schiebetor.

„Fahr ganz langsam vorbei“, sagte Baudisch zu seinem Sohn. Ich will mich genau umsehen.“

Michael schaltete zurück, so daß der Wagen an die Kreuzung heranrollte und fast zum Stehen kam. Wenigstens der Gitterzaun und

die Büsche dahinter waren geblieben, stellte Baudisch erleichtert fest. Obwohl sich auf der Straße niemand zeigte, machte er, sich vorbeugend, Michael ein Zeichen, weiterzufahren.

Kaum daß die fensterlose Längswand der Schmiede den Blick freigab, entdeckte Baudisch die Halle: sie befand sich genau an der Stelle, wo damals das Gartenhaus gestanden hatte, ein langgestreckter Bau aus Ziegelsteinen, zu dem ein Schlackeweg hinführte.

Verstört ließ sich Baudisch in den Sitz zurücksinken, sprachlos vor Enttäuschung. Michael wandte sich halb um und sah, wie sein Vater zusammengesunken dasaß, den Kopf zu Boden gerichtet.

„Ist dir schlecht?“ fragte er aufgeregt.

„Es ist alles aus“, sagte Baudisch.

Michael trat vorsichtig auf die Bremse und ließ den Wagen an den Bordstein rollen.

-Was halt du auf einmal?“ fragte er besorgt.

Außer den schnaufenden Atemzügen des Vaters war eine Zeitlang nichts zu hören.

„Wir sind umsonst hierher gefahren“, sagte Baudisch endlich, und seine Stimme klang heiser. „Sie haben genau über der Stelle den Schuppen dort gebaut und alles mit Beton zugepflastert. Die Münzen, sie sind längst ausgegraben oder vom, Zement bedeckt.“

Über den Weideflächen hinter der Halle zog ein graugesprenkelter Vogel seine Kreise, ein Habicht; plötzlich ließ er sich fallen, stürzte auf die Wiese herab und stieg flatternd wieder hoch.

„Laß uns weiterfahren, Vater“, sagte Michael, „es falls auf, wenn wir hier parken.“ „Was haben wir schon zu befürchten?“ fragte

Baudisch. Kein Mensch kann uns verbieten, daß wir uns hier umsehen.“

Er öffnete die Wagentür und stieg aus, schwankend vor Müdigkeit und steif in den Gliedern. Die Schlacke knirschte Scharf unter seinen Füßen, als er zusammen mit seinem Sohn den Weg zur Halle hinüberging.

Auf dem geteerten Vorplatz waren zwei Traktoren abgestellt, und als Baudisch durch das vergitterte Fenster hineinblickte, sah er, daß an der gegenüberliegenden Wand, halb von einem Mährescher verdeckt, Werkzeuge hingen. Er überlegte, wo das Gartenhaus gestanden haben mußte, und wo er damals den Tontopf mit den Münzen vergraben hatte, aber er konnte es nicht genau bestimmen; denn auch die Hecke, die früher den Garten begrenzt hatte, das dichte Gestrüpp aus Haselnuß- und Holunderbüschen, hatte dem Bau der Werkhalle weichen müssen. Wieder dachte er daran, was seine Mutter damals gesagt hatte, als sie die Münzen vergraben hatten: daß Gold und Silber für ihn und seine Kinder blieben. Was würde sie sagen, wenn er nun mit leeren Händen zurückkehrte?

„Komm, Vater“, drängte Michael, während sie zusammen um das Gebäude gingen. „Es hat keinen Zweck, noch länger in deinen alten Erinnerungen zu kramen.“

Baudisch blieb stehen und klopfte nachdenklich gegen eines der leeren Ölfässer, die neben der Halle gestapelt waren.

„Sie sind vielleicht das einzige, was einem wirklich bleibt“, antwortete er langsam. Vom Wohnhaus herüber klang das sirrende Geräusch einer Tür, und sie sahen, daß durch den Grasgarten eine Frau auf sie zukam. Sie mochte Ende dreißig sein, und obwohl sie nur einen graugestreiften Kittel trug, sah sie auffallend schon aus:

ihre noch immer straffe Haut war von der Sonne gebräunt, und das Haar fiel in kastanienfarbenen Locken auf die Schultern herab.

„Guten Abend“, sagte sie auf tschechisch: „Was möchten Sie?“

Baudisch zuckte unbeholfen mit den Schultern und fragte dann zurück: „Sprechen Sie deutsch?“

Die Frau lächelte, und auf ihren Wangen wurden zwei Grübchen sichtbar. „Ich bin selber Deutsche“, sagte sie. „Mein Mann war Tscheche. Aber vor einem halben Jahr ist er verunglückt.“

„Ich habe nämlich früher hier gewohnt“, sagte Baudisch, „vor über dreißig Jahren.“

Die Frau kniff die Augen zusammen, streifte sich eine Haarsträhne aus der Stirn und sagte: „Dann kenne ich Sie bestimmt. Sie heißen Baudisch und mit Vornamen Peter. Damals haben Sie mich oft geärgert, weil ich fuchsrote Haare hatte.“ Es konnte niemand anders sein als Eva, dachte Baudisch, das Mädchen aus dem Oberdorf. Nur ihr Familienname wollte ihm nicht mehr einfallen.

„Eva?“ sagte er in fragendem Ton.

„Ja“, antwortete sie und warf ruckhaft den Kopf zurück. Erst an dieser Geste erkannte er die Frau wirklich. Sie gingen aufeinander zu und reichten sich die Hand.

„Und das ist mein Sohn“, sagte Baudisch, während er auf Michael wies. Nachdem sie sich begrüßt hatten, sagte die Frau: „Ihr müßtet bei mir übernachten, unbedingt. Schließlich seid Ihr dort drüben zu Hause.“

Baudisch wehrte mit einer milden Handbewegung ab. „Wir haben ein Zimmer im Hotel gemietet“, sagte er.

Aber die Frau ließ keine Einwände gelten. „Das kann ruhig leer stehen“, sagte sie lebhaft. „Ich wohne allein im Haus, seit mein

Mann tot ist, und Platz für Gäste habe ich immer. Kommt!“

Baudisch nickte seinem Sohn zu. Während Michael zum Auto zurückging, um es vor dem Hans zu parken, folgte Baudisch der Frau durch den Obstgarten. Er bückte sich nach einem Klarapfel, der im kniehohen Gras lag, und biß hinein. Der Apfel schmeckte leicht säuerlich, genau wie früher, als er in die Krone hinaufgeklettert war, um die ersten Früchte herunterzuholen.

Durch die Hintertür mit dem schmiedeeisernen Fenster trat Baudisch in das Haus ein, wo er die ersten fünfzehn Jahre seines Lebens verbracht hatte.

„Wie ist es, Peter, wenn man nach so langer Zeit in sein Elternhaus zurückkommt?“ fragte Eva.

In der Dunkelheit des Flurs stand sie so dicht vor ihm, daß er ihren Atem spürte. Wie früher hatte sie ihn mit seinem Vornamen angesprochen. Befangen schweig er eine Zeitlang. Erst nach einigem Zögern sagte er: „Weißt du, weshalb ich eigentlich gekommen bin? Ich wollte heimlich die Münzen ausgraben, die wir nach Kriegsende hinter dem Gartenhaus verscharrt hatten.“

Draußen, auf den Stufen vor dem Haus, hörten sie Schritte, und die Frau öffnete die Tür, um Michael einzulassen.

„Geht in die Wohnstube“, sagte sie. Ich muß mich rasch umziehen.“

Die beiden Männer traten ins Wohnzimmer, das Baudisch niedriger vorkam, auch enger als damals. Vielleicht lag es daran, daß es mit schweren, altersdunklen Möbeln vollgestellt war.

Als Eva hereinkam und das Licht anschaltete, sah sie verändert aus, viel jünger als vorhin. Sie hatte ein helles Kleid angezogen und ihr Haar

gekämmt. Ihre rechte Hand hielt sie geschlossen. Sie trat an Baudisch heran, wobei sie die Hand öffnete. Eine Goldmünze blinkte darin, so groß wie ein Fünfmärkstück.

„Kennst du sie wieder?“ fragte sie.

„Wenn ich ehrlich bin, nein“, antwortete Baudisch.

„Sie ist aus dem Topf, den du damals vergraben hast. Beim Ausschachten haben Arbeiter die Gold- und Silbermünzen gefunden. Der Bagger hat den Topf zerschlagen, und die Geldstücke waren überall verstreut.

Die Polizei hat alles beschlagnahmt, aber am Abend haben wir, mein Mann und ich, die Erde noch einmal durchgewühlt und diese eine Münze gefunden. Ich glaube, sie gehört dir.“

Sie wollte ihm die Goldmünze in die Hand drücken, doch Baudisch trat einen halben Schritt zurück und schüttelte den Kopf.

„Nein“, sagte er leise, aber bestimmt, „das kann ich nicht annehmen. Vorhin, als ich die Halle sah, war ich wie gelähmt, so enttäuscht war ich. Aber auf einmal liegt mir nicht mehr viel daran.“

Für einen Augenblick war es so still, daß man die Wanduhr ticken hörte. Dann fuhr er fort: „Keiner kann etwas für immer festhalten, nicht einmal Gold und Silber, wie meine Mutter damals gemeint hat. Das einzige, was einem wirklich bleibt, sind Erinnerungen.“

„Mag sein“, antwortete Eva, „nur darf man darüber die Gegenwart nicht vergessen.“ Sie legte die Münze auf den Tisch. „Ich denke, daß du sie doch behältst“, fuhr sie fort. Aber nun wollen wir uns zusammensetzen und uns freuen, daß wir uns nach so langen Jahren wiedergesehen haben. Ihr werdet von der Reise hungrig sein.

Nehmt wenigstens Platz und laßt Euch bewirten.“

Nachdem sie hinausgeeilt war, um für die unerwarteten Gäste ein Abendessen zu bereiten, setzte sich Baudisch und griff nach der Münze. Sie zeigte das Bild eines habsburgischen Kaisers, und ihre Oberfläche war vom vielen Gebrauch schon abgeschliffen. Baudisch war zu müde, um die Inschrift zu entziffern.

Auf einmal sah er sich wieder in der Wohnstube stehen, sah sich als fünfzehnjährigen Jungen die Münzen langsam in den Tontopfschichten, während seine Mutter aufgeregt hin- und herlief und zum Fenster hinausspähte. Dann aber schob sich ein anderes Bild vor seine Augen: Eva, ein Mädchen mit rothaarigen Zöpfen; sie rannte auf dem Schulhof hinter ihm her, weil er gewagt hatte, ihr ein Schimpfwort nachzurufen oder sie an den Haaren zu ziehen, und als sie ihn erwischt hatte, kratzte sie ihn am Arm.

Und in die Stille hinein sagte er zu seinem Sohn, der sich schläfrig mit den Ellbogen auf die Tischplatte stützte: “Vielleicht ist die Fahrt hierher doch nicht umsonst gewesen.“

aus: „Und das Leuchten blieb ...“.
Erzählungen

Zum 95. Geburtstag von Siegfried Lenz

Kummer mit jütländischen Kaffeetafeln

Von Siegfried Lenz

Einmal muß ich auch von meinem Kummer sprechen, von meinem Kummer mit Jütland, dessen Sommerbürger ich seit vielen Jahren bin. Lange hat Begeisterung ihn niedergehalten, zurückgedrängt, bei allem schwärmerischen Einverständnis wagte mein Kummer nicht, sich zu Wort zu melden, er wurde einfach matt gesetzt durch Erlebnisse und Erfahrungen, die mir Jütland als mein behäbiges Sehnsuchtsland erscheinen ließen.

Was gilt dein Kummer, sagte ich mir zögernd, angesichts grandioser Nachbarschaftshilfe und nordischer Sonnenuntergänge? Was zählt er überhaupt vor dem erstaunlichen Gerechtigkeits-sinn der Jütländer, vor ihrer stillen Tüchtigkeit, ihrer fabelhaften Sparsamkeit, ihrem Sinn für Gemütlichkeit und künstlerisch geschnittenen Hecken? Hat irgendein Kummer denn das Recht, veröffentlicht zu werden, wo alles zum Bleiben einlädt, wo langsam, aber gründlich gedacht wird, wo Idylle und kühne Architektur miteinander tuscheln? Und wo man, nach eigenem Willen, jeden Tag Sonntag feiern kann? Wäre schließlich, so sagte ich mir, die Bekanntgabe die deines Kummers nicht eine Manifestation der Undankbarkeit gegenüber einem Land, das dich so bereitwillig angenommen hat? Es hilft nichts: zu stark pocht mein Kummer, er will raus, will sich nach über zwanzig Jahren Zurückhaltung Gehör verschaffen, mein redlicher, oft verschluckter, begründbarer Kummer mit Jütland. Da er einen Namen hat, möchte ich ihn

auch gleich preisgeben: Es ist mein Kummer mit der großen jüt-
ländischen Kaffeetafel.

Schon sehe ich Kopfschütteln, spüre Verwunderung und Nachsicht: Kann, so wird man sich fragen, eine Kaffeetafel Anlaß; zum Kummer geben? Kann, was so harmlos nach Belebung und schlichter Süße klingt, überhaupt eine Sache sein, von der man Aufhebens machen sollte? Wer so fragt, hatte noch nie das problematische Glück, zu einer original jütländischen Kaffeetafel eingeladen zu werden. Wir hingegen, meine Frau und ich, waren oft dazu eingeladen, wir haben die legendäre Tafel bisher überlebt, und in gelasener Erwartung von Spätschäden möchte ich jedem, der von einer entsprechenden Einladung ereilt wird, akkurat vorstellen, was ihn erwartet, worauf er sich gefaßt machen muß.

Wir, zugegeben, waren allenfalls auf Gesundheitskaffee und knochentrockene Plätzchen gefaßt, als wir zum ersten Mal von unseren Nachbarn zu einer ortsüblichen Kaffeetafel gebeten wurden, so gegen halb neun, nach dem Abendbrot. Solch eine Kaffeetafel, bedeutete man uns, widerspricht keineswegs der Gewohnheit, ausgiebig und genußreich zu Abend zu essen, im Gegenteil: Die jütländische Kaffeetafel heischt geradezu eine gediegene Unterlage. Nach Belieben gestärkt, fanden wir uns bei den Gastgebern zusammen, schwiegen uns, erschöpft von der Tagesarbeit, freundlich an; die Beredsamen riskierten

ein „Jo“, die Geschwätzigen ein „Jo, jo“, ein Ächzen, ein Preßlaut, ein Kopfnicken reichten zu umfassender Unterhaltung. Häufiger Lidschlag zeugte nicht etwa von vorsorglicher Zustimmung, sondern von der Mühe, sich wach zu halten. Bauern und Fischer verzichteten darauf, einander zu necken, wie die Tradition es eigentlich will. Oft war nur das kleine Platzgeräusch der an Pfeifen

saugenden Lippen zu Koren.

Plötzlich zog die Hausfrau die Schiebetüren auf, trat bescheiden zur Seite und gab den Blick frei auf die Kaffeetafel, und alle im Raum standen auf.

Ein Ausziehtisch, von geschontem Damast bedeckt, trug die Kaffeetafel: Kerzen brannten, deren zuckender Schein über das ererbte perlmuttene Porzellan ebenso lief wie über die dicke Butterschicht der Brötchen, die, zu Mehrdeckern aufgestockt, auf übergroßen Tellern lagen. Wir tauschten einen Blick, meine Frau und ich, einverstanden mit der herzhaften Bescheidenheit des Angebots. Also Brötchen, Rundstücke, Boller, wie es immer beginnt, man würde die Hausfrau nicht enttäuschen müssen, es war erst neun. Schweigend nahmen wir unsere Platte ein.

Die Gastgeberin lief; es sich nicht nehmen, den Kaffee selbst einzuschenken, kräftigen, stark gebrannten Kaffee, und wem es aus der Tasse dampfte, der durfte auch gleich probieren, und auf einmal war ein Seufzen am Tisch, ein Stöhnen, man seufzte und stöhnte mit geschlossenen Augen, freimütig, anhaltend, die unendliche Wohltat bezeugend, die man heiß, im Schlund spürte – wir seufzten ungeübt mit und nickten zu dem vollständigen Bekenntnissatz, daß doch nichts über eine gute Tasse Kaffee gehe. Dann ein Wink, und die schönen Teller mit den gebutterten Brötchen begannen zu kreisen.

Sie kreisen immer, die Teller, niemand entgeht ihrer Forderung, zu nehmen und noch einmal zu nehmen. Wir trennten also die Mehrdecker, hoben die halben Rundstücke ab, die so aufeinanderlagen, daß auch die Unterseite kräftig Butter annahm, und es war ein zufriedenes Mahlen und Trinken, allerdings äugten wir, schon am Ende unserer Möglichkeiten, bestürzt auf die eigenen Teller,

auf die stumme Zentrifugalkraft immer neue Brötchen brachte. Meinen hilfeschuchenden Blick beantwortete die Hausfrau mit dem zweiten vollständigen Satz, sie sagte: Wir sollen es ganz gemütlich haben. Ich nickte dankbar, doch

ich nickte zu früh; denn nachdem sich einige Gäste gestrafft, und das heißt: erwartungsvoll aufgesetzt hatten, trug die Hausfrau Platten mit blätterteigartigem Kranzkuchen auf, der gelblich schimmerte wie ein jütländisches Rapsfeld und gesprenkelt war von überschweren Rosinen.

Jeder wußte, was an der Reihe gewesen war, jeder langte sachlich zu; wen die rotierende Platte erreichte, der war verurteilt zu nehmen. Mit glänzenden, schorfähnlichen Krümeln an den Lippen, die das *wienerbrod* nun einmal gern hinterläßt, stellten Nachbarn kurze Fragen, gaben kurze Antworten, ich konnte ihnen keine Aufmerksamkeit schenken, da ich angestrengt damit beschäftigt war, die drohend herankreisende Platte abzuwehren. Vergebens: Bei jedem Passieren geriet ein Stück fettigen, leicht gewärmten Kuchens auf meinen Teller und erinnerte mich unerbittlich an die Gesetze der Gastfreundschaft. Daß unser Kaffeedurst unstillbar sei, wurde einfach vorausgesetzt, schon dampfte die zweite, die dritte Tasse vor jedem Gast, der Duft Brasiliens erfüllte die jütländische Bauernstube, eine beginnende Magenschwere wurde aufgewogen durch unerwartete Hellhörigkeit und Schärfe des Gewahrens. Verwirrt blickte ich zum Ende der Tafel hinunter, wo zusammenhängend geflüstert und gelacht wurde.

Mühsam ausatmend, signalisierte mir meine Frau ihre Erschöpfung, ich antwortete mit zur Decke gerichtetem, ergebenem Kälberblick, hoffend, daß mit dem *wienerbrod* das Ärgste überstanden sei.

Doch kaum hatte ich mich zurückgelehnt, als ein Hügel von kränklicher Weiße gebieterisch auf mich zuschwebte, ein Gletscher, bedeckt mit bräunlichem Moränenschutt, waghalsig verziert mit Kirschen, die dem erstarrten Schaum sanft eingedrückt waren: die erste Großtorte, die *lagkage*, der Stolz der Hausfrau, den abzulehnen einer Beleidigung gleichgekommen wäre. Das vorzeitlich anmutende Ungetüm des Genusses wurde in die Mitte der Tafel gestellt, ein ererbtes Tortenmesser brachte ihm die erste Wunde bei, und Bann wurde jeder namentlich aufgefordert, seinen Teller heranzureichen zum Empfang kiloschwerer, präzise geschnittener Batzen.

Wie viele Schichten waren da verständig übereinandergelegt, der Boden erinnerte an Jütlands sandgraue Küsten, die Füllung an seine dunkle Torferde, etwas Versteiftes, Klumpiges gemahnte an einheimische Hüengräber, und beim Anblick der lastenden Sahneschichten mußte ich an jütländische Winter denken. Der Moränenschutt, fast unnötig zu sagen, entpuppte sich auf der Zunge als Nußsplitter. Eine ganze Geologie der Gaumenfreude präsentierte sich uns da, und ich wäre in Andacht versunken, wenn Atemnot mir nicht zugesetzt hätte. Als zum zweiten Batzen lächelnd Kaffee nachgereicht wurde, kam tatsächlich ein angeregtes Gespräch unter meinen Nachbarn auf, soweit ich ihm unter dem Druck der Fülle folgen konnte, ging es um die ungerechten, jedenfalls drakonischen Steuergesetze, die dem Jütländer selbst das nehmen, was er sich angewöhnt hat als sein eigen zu betrachten. Nur noch lethargisch löffelnd, verstand ich, daß ein Sohn den Hof seines Vaters keineswegs übernehmen kann, er muß; ihn in gewisser Weise kaufen und auf den Kaufpreis Steuern zahlen. Die Gletschertorte ließ mir gerade noch die Kraft, diese Praxis ebenfalls

als ungerecht zu empfinden.

Plötzlich neigte sich mir mein Nachbar zu, zwinkerte und riet mir, den Teller rasch leer zu essen, da gleich die Napoleonschnitten „dran“ waren, ein mit Vanillepudding gefülltes Labsal, schon zitterig unter glasiertem Blätterteig. Und kaum hatte der kreisende Teller ihn erreicht, als er mir auch schon zwei Stücke zuschaufelte, jedes so dick wie Tolstois „Krieg und Frieden“. Von Herzen zugetan, wollte er mir nur die Wartezeit ersparen. Ich aß, ich schwieg und aß während sich das Gespräch an der Tafel immer spürbarer belebte, die Napoleonschnitten stifteten sogar Leidenschaft, ein heftiges Für und Wider um die Europäische Gemeinschaft entbrannte. Aus der Ferne bekam ich mit, daß der Süden Jütlands die Mitgliedschaft in der EG überzeugter guthieß als der Norden. Die Hausfrau trug, nicht ohne kleinen Triumph, gleich zwei Kaffeekannen herein und lobte mehrmals hintereinander ihre neue Kaffeemaschine. Zum Protest zu matt, ließ ich mir die fünfte Tasse füllen. Gequält blickte ich zu meiner Frau hinüber, sie musterte feindselig ihre Napoleonschnitte, stocherte nicht einmal; wenn sie sich überhaupt bewegte, so nur, um eine übriggebliebene Kirsche von der Gletschertorte aufzuspießen.

Auf einmal schrak ich auf. Fischer und Bauern begannen gerade, einander – der Tradition entsprechend – zu necken, als ich feststellen mußte, daß ich nicht mehr gerade sitzen konnte. Die Kaffeetafel zog meine Stirn an. Ich stand auf, stahl mich unter einem Vorwand auf den Hofplatz hinaus, probierte ein paar bange Schritte und blickte verlangend zu unserem Häuschen hinüber. Wenn es einen Brunnen gegeben hätte, ich hätte gewiß nicht versucht, meine Silhouette neben dem Mond zu finden. Tragisch verkürzt: So kamen mir meine Beine vor, der Leib kämpfte mit einem geradezu

unwirschen Übergewicht, die Geschmacksnerven jauchzten, und hinter den Schläfen summt und zirpte es, als ob alle Telephonleitungen Jütlands dort hindurchliefen. Was da rhythmisch einen Vorschlaghammer in meiner Brust schwang, war ohne Zweifel mein Herz. Was mir einredete, ich könnte in diesem Augenblick georgische Lyrik in einen südjütländischen Dialekt übersetzen, war der Kaffeerausch. Die frische Luft bekam mir nicht, ich mußte zurück.

Der Teller an meinem Platz konnte mein Teller nicht sein, denn ich hatte ihn leer hinterlassen, und jetzt lastete auf ihm, plätesengroß, ein naturfarbenes Stück Nußtorte, mit Buttercreme ehrlich angereichert, eine Spezialität der Hausfrau. Ich beäugte das Stuck, stach es, stupste es mit dem Gäbelchen, fragte es ab: Es wollte nichts weiter als bewältigt werden. Meine Nachbarn bedauerten mich, sie waren mir ein Stuck im voraus und stachelten mich an, sie einzuholen, lakonisch allerdings, nur soweit ihnen die erhitzte Debatte über dänische Staatsverschuldung Zeit dafür ließ. Ich dachte an Jütlands Hecken, an Holunder, Flieder und Haselnußbüsche und nahm die Nußschnitten an, apathisch und entschlossen zugleich. Mir war es gleichgültig, daß die Hausfrau, wie sie erzählte, die Nüsse eigenhändig geerntet und gerieben hatte, ich brachte kein Interesse mehr für die Behauptung auf, daß die unangemessenen Forderungen des perfekten Sozialstaates zu der bedenklichen Verschuldung des Landes geführt hatten, wie ein todmatter Koalabär, der seine einzige, lebenserhaltende Aufgabe im Eukalyptusblatt sieht, brockte ich die Nußtorte in mich hinein, einverstanden mit oblomowschem Schlagfuß, den ich auf mich zukommen sah.

Mit, sagen wir, abschiednehmendem Blick schaute ich zu meiner

Frau hinüber, sie hatte es aufgegeben, hatte offenbar mit letzter Kraft der Nußtorte die Kuchengabel eingerammt, an deren Stiel jetzt nur noch ein Fähnchen fehlte, das weiße Fähnchen der Kapitulation.

Welch ein Zustand: Äußerste Wachheit hielt niederzwingender Trägheit die Balance, flackernde Aufgekratztheit behauptete sich neben Mühlsteinschwere. Meine Nachbarn beteuerten einander, daß sie sich selten „so gut zupaf“ gefühlt hätten, und zum Zeichen ihres Wohlbefindens tischten sie einander Anekdoten auf.

Ihre Fürsorglichkeit mobilisierte einen letzten Schub von Lebenswillen, ich hob den Arm, mich ritt der Teufel, Hohn und Verzweiflung gaben mir eine Frage ein, über die ich erst später erschrak, die Frage nämlich: Wann kommt denn das Kleingebäck? Ich habe gelesen, daß zu einer jütländischen Kaffeetafel unbedingt Kleingebäck gehört. Überrascht sah die Hausfrau mich an, dankbar und überrascht, mein Verlangen ehrte sie, und ehe ich noch begriff, welch eine Falle ich mir selbst gestellt hatte, kreisten Schälchen mit dem berühmten Kleingebäck, Kringel, Schäumchen, Plätzchen, Taler aus Mürbeteig, mit und ohne Schokolade *smakager* in verführerischen Variationen, selbstgebacken. Das war es doch, worauf du gewartet halt, fragte die Hausfrau, und ich darauf: Ja, sehnsuchtsvoll gewartet. Der Kaffee, den ich mir widerstandslos einschenken ließ, war offenbar noch starker geworden, eine ölig schimmernde Schwärze. Glaub mir, sagte mein Nachbar, danach wirst du sehr gut schlafen, wir jedenfalls brauchen das Zeug, um gut zu schlafen.

Kurz vor Mitternacht brachen wir auf, wohl versehen mit übriggebliebenen Kuchen und Kleingebäck – für den Fall, daß wir in der Nacht Lust bekämen, etwas zu knabbern. Wortlos schwank-

ten wir heimwärts, nach einem Dank, der reichlich polternd ausgefallen war. Der Hund sprang bellend neben uns her, offenbar hatte sich unser Gang so verändert, daß er uns nicht mehr erkannte. Anstieg: Ich wurde das Gefühl nicht los, auf beschwerlichem Anstieg zu sein, ein gezuckertes, glasiertes Hügelland hinauf, eine Alp aus Mürbeteig und gefrorener Schlagsahne hinauf. Wir setzten uns ins Bett, sitzend erwarteten wir den Morgen.

Beispielhaft ist die Nachbarschaftspraxis in Jütland, nichts als wohlgemeint sind die Einladungen zu einer jütländischen Kaffeetafel. Wir haben sie überstanden, haben sie bis heute überlebt – für das bereitwillig gebrachte Schlafopfer reich entschädigt durch Erlebnisse und Erfahrungen, die nur hier möglich sind. Dennoch: Schade ist es um jede Einladung, die außer Freude auch Befürchtungen weckt. Aus rechtschaffenem Kummer möchte ich fragen, ob man dem Gast in Jütland, der sich freudig vor einer Kaffeetafel findet, nicht zumindest einen Gang in der großen rituellen Kuchenschlacht ersparen könnte — sagen wir, um einen Anfang zu machen, das Kleingebäck. Denn merke: Die Besorgtheit um den Gast schließt auch seine Gehfähigkeit beim Nachhauseweg ein.

1981

Aus: Siegfried Lenz: „Die Erzählungen“

FUEN

"Minderheitenschutz und Volksgruppenrechte in Mittel- und Mitteleuropa" widmete sich den Ländern Österreich, Italien und der Tschechischen Republik“

25. Februar 2021 setzten die Föderalistische Union Europäischer Nationalitäten (FUEN) und die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen ihr im Oktober 2020 gestartetes Online-Konferenzformat "Minderheitenschutz und Volksgruppenrechte in Mittel- und Mitteleuropa" fort. Der Fokus der für 2021 als Reihe konzipierten Fachtagungen lag diesmal auf Österreich, Italien und der Tschechischen Republik.

Prof. Dr. Peter Hilpold von der Universität Innsbruck erläuterte die rechtliche Lage in Österreich. Obwohl man heute das Land als Vorbild in Sachen Minderheitenschutz betrachte, blieben noch einige Wünsche der betroffenen Volksgruppen unerfüllt, stellte er fest. Auch wichen die Regelungen in den unterschiedlichen Bundesländern gerade bei den Minderheitenschulgesetzen voneinander ab. Mehr Aufmerksamkeit müsse man auch der Minderheitenmedien-Förderung schenken.

Auch die Kärntener Nationalratsabgeordnete Dipl.-Ing. Olga Voglauer widmete sich in ihrem Beitrag unter anderem dem föderalistischen Aspekt des Minderheitenschutzes in Österreich. Man müsse überall eine Umwelt schaffen, in der Volksgruppen ihre Sprachen im Alltag gebrauchen könnten. Ein aktives Sprachumfeld fange dabei schon in der frühkindlichen Erziehung an. „Es fehlt an Wertschätzung für Mehrsprachigkeit“, sagte sie. Darum sollte der Anspruch auf zweisprachige Bildung ab dem Kindergarten festgeschrieben werden.

Über die rechtliche Situation in Italien referierte Dr. Davide Zaffi vom Südtiroler Volksgruppeninstitut. Bei den besonders geschützten Minderheitensprachen gebe es deutliche Unterschiede. Zwar seien Regelungen zum regionalen Schulwesen und zum Zugang zu Medien in Südtirol, Friaul-Julisch Venetien und dem Aostatal geschaffen worden, gerade die französische Minderheit im Westen des Landes nehme diese aber immer weniger in Anspruch. Um weitere Fortschritte zu erreichen, müssen sich die Volksgruppen im Land untereinander koordinieren und miteinander und dem Staat im Gespräch bleiben.

Die praktische Umsetzung der rechtlichen Rahmenbedingungen beleuchtete Daniel Alfreider, FUEN Vizepräsident und stellvertretender Landeshauptmann der Autonomen Region Bolzano. Gerade in Südtirol habe man lange um den Autonomiestatus ringen müssen. Man verstehe auch darum die Bedeutung des Minderheitenschutzes als Überwindung der inneren Einkapselung und Streben nach Gleichberechtigung. Dabei habe sich in den letzten sieben Jahren in Südtirol viel verbessert, man benötige jedoch vor allem finanzielle Sicherheit, um Zukunftschancen garantieren zu können. Darum könne man sich auf dem Erreichten auch nicht ausruhen, sondern müsse immer weiter voran gehen, auch bei den eigenen Medien.

Dr. Hanna Vasilevich, Vorstandsmitglied des International Centre for Ethnic and Linguistic Diversity Studies in Prag und Dozentin an der Europa-Universität Flensburg, gab einen Einblick in die Rahmenbedingungen der Minderheiten in Tschechien. Die tschechische Verfassung und die Grundrechtecharta seien hier die Grundpfeiler des Volksgruppenschutzes für die 14 anerkannten nationalen Minderheiten, die auch im Minderheitenbeirat der Regierung ihre Belange vertreten. Dabei sei besonders die Anerkennung der vietnamesischen und der belarussischen Minderheit eine interessante Entwicklung, da beide Gruppen erst seit einigen Jahrzehnten in größerer Zahl in Tschechien ansässig seien.

Wie sich die Situation in Tschechien aus Sicht der Minderheiten darstellt, erläuterte Martin Dzingel, Präsident der Landesversammlung der deutschen Vereine in der Tschechischen Republik und stellvertretender Vorsitzender des Minderheitenbeirates der Regierung. Zwar seien theoretisch die Bedingungen geschaffen worden, um staatlich gefördert Minderheitenrechte wahrnehmen zu können, die praktische Umsetzung stoße jedoch an Grenzen. Vieles leite sich von freiwilligen Angaben zur Nationalität bei der Volkszählung ab. Viele Einwohner Tschechien machten dabei jedoch lieber gar keine Angaben. Die deutsche Minderheit strebe nun vor allem an, einen ähnlich hohen Schutz ihrer Minderheitensprache zu erlangen wie ihn bereits die polnische und slowakische Minderheit im Land erhalten.

In diesem Heft

- 3 Ingrid Brase Schloe
Noch träumt unsere schöne Welt
- 4 **Geschlossene Räume Verlassen**
8 **Volkszählung 2021**
- 9 **Drei „masurische“ Bücher im Pandemie-Jahr 2020**
Von Grzegorz Supady
- 14 Ingrid Brase Schloe
Märzensicht
- 15 **Allenstein gestern und heute. Königliches Gymnasium
Geschichte.**
Von Alfred Czesla
- 20 **Späte Rückkehr**
Von Gerold Effert
- 29 **Zum 95. Geburtstag von Siegfried Lenz
Kummer mit jütländischen Kaffeetafeln**
Von Siegfried Lenz
- 38 **FUEN: „Minderheitenschutz und Volksgruppenrechte
in Mittel- und Mitteleuropa“ widmete sich den
Ländern Österreich, Italien und der Tschechischen
Republik“**

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo,
Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, aus Subventionsmitteln vom des Inne- und Verwaltungministers der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, ze środków dotacji Ministra Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Mariusz Szylak: „Geheimnisse von Ermland und Masuren“
S. 9



Adam-Mickiewicz-Gymnasium Nr. 1 in Allenstein, S.15

Quelle: zabytki.pl